

Editorial

Migration hat viele Facetten. Aktuell ziehen Ehen und Partnerschaften zwischen MigrantInnen beziehungsweise deren Kindern oder EnkelInnen und der sogenannten Mehrheitsbevölkerung, zwischen verschiedenen Gruppen von ZuwandererInnen oder aber innerhalb der eigenen – auch geografisch entfernten – *community*, insbesondere in Form von Zwangsehen, die Aufmerksamkeit der soziologischen und historischen Forschung, immer wieder auch von Politik und Medien auf sich. Ein in öffentlichen Debatten der letzten Jahrzehnte virulentes Schlagwort, neben der gelungenen oder misslungenen, jedenfalls eingeforderten „Integration“, ist die „Feminisierung“ von Migration. Die Palette ist also denkbar breit, wenn man nach Bedingungen, Formen und Kontexten von PartnerInnenwahl und Eheanbahnung, von Beziehungsmustern und geschlechtsspezifischen Implikationen in Zusammenhang mit Migrationen fragt.

Dieses Themenheft „Heiraten nach Übersee“ greift einige wesentliche Fäden auf und konzentriert sich dabei auf die Vereinigten Staaten von Amerika als zahlenmäßig wichtigstes Einwanderungsland seit dem 19. Jahrhundert. Dieses Setting ermöglicht eine inhaltliche Verdichtung; es lässt intersektionelle Bezüge zwischen Geschlecht, Ethnizität, ‚Rasse‘, Nation, sozialem Status, Bildungsgrad, Religion und Konfession besonders gut sichtbar werden und soll nicht zuletzt LeserInnen anregen, Querbezüge herzustellen. Entsprechende Spuren legt bereits der Beitrag von Suzanne Sinke aus, der den Auftakt des Thementeils macht. Dieser räumlich-zeitlichen Fokussierung steht eine Vielfalt an methodischen Perspektivierungen und genutzten Quellenmaterialien gegenüber: von höchst umfangreichen Zensusdaten über MigrantInnenzeitungen bis hin zu Briefen und Interviews.

Geschlecht als Kategorie hat mittlerweile zwar breit Eingang in die historische Migrationsforschung gefunden – was nicht zuletzt die themenspezifischen Rezensionen zeigen –, zugleich ist deren analytischer Einsatz aber immer noch als partiell zu werten. Zu diesem Befund gelangen auch die Beiträge dieses Heftes und fordern eine konsequenter Geschlechterperspektive ein, und zwar sowohl auf der Ebene der Terminologie als auch von Quellenarbeit, Konzepten und thematischen Zugriffen: Johanna Leinonen und Donna Gabaccia etwa kritisieren in ihrem Text unreflektiert verwendete Begriffe für demographische Variablen – konkret: „sex ratio“, „male-dominant“ und

„female-dominant“ –, die zu hinterfragende Konzeptualisierungen von Geschlecht transportieren. Ursula Lehmkuhl verweist in ihrem Beitrag über „Die Bestände der Nordamerika-Briefsammlung in der Forschungsbibliothek Gotha“ in der Rubrik „Aus den Archiven“ auf bislang allzu wenig umgesetzte Forschungspotenziale, die Auswandererbriefe für geschlechtergeschichtliche Fragen bieten würden. Vibha Bhalla unterstreicht die Notwendigkeit, Heiratsmigrationen neu zu überdenken und breiter, das heißt rückgebunden an die Herkunftsgesellschaft, zu kontextualisieren, um widerstreitende Erwartungen in den Blick zu bekommen. Sie fordert ein, Frauen nicht vorschnell *agency* abzusprechen, auch wenn diese in arrangierte Ehen einwilligen und damit im Hinblick auf Geschlechterrollenmodelle – trotz ihres ansonsten ‚modernen‘ Lebensstils und Selbstverständnisses – über ihre Familien mit traditionellen Vorstellungen verflochten bleiben.

Die historische Migrationsforschung hat in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche methodische und theoretische Zugriffe erprobt, das Denken in Zusammenhängen eingefordert und zahlreiche festgefahrene Bilder demontiert. Das Ausloten der Analysemöglichkeiten quantitativer und qualitativer Ansätze sowie Wege zu deren Verknüpfung standen und stehen dabei ebenso zur Debatte wie das Verhältnis von kleinräumigen, transregionalen und globalen Migrationen. An Stelle traditionaler Vorstellungen von linearen Migrationsrouten, die von einem Startpunkt zu einem Zielpunkt führen, trat eine prozessorientierte Sichtweise, die nach schrittweisen Abfolgen von Entscheidungen und nach sich im Migrationsverlauf wandelnden Zukunftsplänen fragt. Im Zentrum stehen vielfältige Formen von Wanderungen, die in den verschiedensten Ausprägungen zwischen saisonaler Migration und einem dauerhaften neuen Aufenthaltsort anzusiedeln sind, und die in ihrer zahlenmäßigen Dimension lange unterschätzte Rückmigration – auch bei Wanderungen über große Distanzen. Dies lenkte das Interesse nicht zuletzt darauf, ob und auf welche Weise Verbindungen zur Herkunftsgesellschaft aufrechterhalten und gepflegt wurden.

Auszuwandern, das war zumeist keine einsame Entscheidung, sondern eingebunden in Texturen familialer, verwandtschaftlicher, freundschaftlicher, kollegialer, nachbarschaftlicher, dörflicher, patronaler, ... Kommunikation, deren Netze nicht selten bereits Gewanderte miteinschlossen. Trotz verschiedenster situativer Kontexte, die zum Aufbruch an einen anderen Ort, in ein anderes Land, auf einen anderen Kontinent motivieren mochten, lassen sich strukturelle Figurationen von Migrationsmustern herausarbeiten, die sich gleichermaßen an sozialen Logiken – am deutlichsten etwa bei Kettenmigrationen – wie an der Aussicht auf bestimmte Möglichkeiten des Arbeitens und Geldverdienens oder der Existenzgründung orientierten. So ist das Bild des Migranten als einem ‚Entwurzelten‘ inzwischen in den Hintergrund getreten, wenn es um die Bedingungen der neu Ankommenden geht, unter denen sie sich ‚in der Fremde‘ orientieren und ein neues Leben einrichten. Wie gut dies gelingt, hängt maßgeblich – so kann man die neuere Forschung bilanzieren – vom Verfügen über Informationen, Kontakten und Netzwerken ab. Wesentlichen Anteil an der Konsolidierung des Alltags-

lebens in der Ferne haben neben Arbeit vor allem soziale Beziehungen, historisch gesehen insbesondere Ehe und Familie.

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gehörte Verheiratet-Sein zumindest konzeptionell – wenn auch unter anderem aufgrund von ökonomischen oder legislativen Heiratsbeschränkungen lange nicht immer realisierbar – zur ‚Normalbiographie‘. Dass die dahinter stehende heterosexuelle Matrix grundsätzlich zu hinterfragen ist, ist ein von der Gegenwart her gedachtes Postulat der feministischen Kritik, das historisch gesehen Frageräume öffnen kann und aktuell Relevanz erhält, wenn es um die Bedingungen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und Eheschließungen im Kontext von Migration geht. So verweist etwa Suzanne Sinke in ihrem Beitrag darauf, dass heterosexuelle Paare leichter eine *Green Card* und damit Aufenthaltsstatus in den USA erhalten. Aus historisch-anthropologischer Sicht gilt es zugleich nach Sinnstiftungen und Bedeutungszuschreibungen von AkteurInnen an Ehe und Familie zu fragen und zwischen den strukturellen geschlechterpolitischen Kontexten, die Frauen auf die sogenannte Versorgungsehe verwiesen haben, und den persönlich gesteckten Lebenszielen analytisch zu trennen. Zudem: Frauen migrierten nicht nur, um zu heiraten, sondern – nicht weniger wichtig –, um zu arbeiten oder auch, um einer unerwünschten Ehe zu entkommen.

Migrationsmuster kreuzen sich auf vielfältige Weise mit Heiratsmustern, ohne dass sich Formen der Eheanbahnung und PartnerInnenwahl darin erschöpfen. Wie genau Migration und Heirat zusammenhängen, das ist die Ausgangsfrage von Suzanne Sinke, die sich mit geschlechtsspezifischen Aspekten einwanderungspolitischer Bestimmungen in den USA und dahinter stehenden Konzepten von Familie und Gesellschaft auseinandersetzt. Ihre Bilanz aus einem breit aufgefächerten internationalen Überblick zu Ergebnissen einschlägiger Studien und eigener Forschungen, die auch Situationen und Optionen von SklavInnen sowie von indigenen Frauen und Männern oder von Militärs in die Diskussion miteinschließen, ist eine komplexe Gemengelage von gleichzeitig überlappenden und widerstreitenden, verflochtenen und auseinanderdriftenden Mustern. Diese sind über das je situative Zusammenspiel unterschiedlicher nationaler und familialer Logiken in der von großen ökonomischen, gesellschaftlichen und rechtlichen Veränderungen geprägten Zeitspanne vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart strukturiert. Dabei werden nicht nur zeitspezifische Brennpunkte sichtbar, sondern es lassen sich auch gewisse Tendenzen hinsichtlich präferierter Formen der Eheanbahnung wie der Migration ausmachen, die in bestimmten sozio-kulturellen und ökonomischen Kontexten zu verorten sind und zugleich von Geschlechterverhältnissen geprägt wurden.

Letztere haben auch eine historisch-demographische Dimension, die insbesondere in jenen Migrationszusammenhängen zum Tragen kommt, die einseitig von Männern oder von Frauen dominiert sind. Ein in diesem Sinne ungleiches Verhältnis der Geschlechter, das entlang nationaler Zuordnungen gemessen wird, und die möglichen Gründe dafür sind spätestens seit den in den 1880er Jahren erschienenen Studien von

Ernst G. Ravenstein ein klassisches Thema in einschlägigen Forschungsarbeiten. Selten jedoch – konstatieren Johanna Leinonen und Donna Gabaccia – wurden bislang Folgen und Implikationen dieses ungleichen Zahlenverhältnisses aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive identifiziert und analysiert: etwa im Hinblick auf Heirat, Arbeit, Kinderzahl oder Bildung, aber auch auf innereheliche Machtverhältnisse. Die beiden Autorinnen fokussieren in ihrem Beitrag, in dem sie ein breites Sample an Zensusdaten zu fünf Ländern des Nordatlantiks zwischen 1860 und 1910 auswerten, auf Logiken der PartnerInnenwahl und können zeigen, dass sich eine ungleiche Zahl zugewanderter Frauen und Männer deutlich und zugleich nach Geschlechtern unterschiedlich auf Heiratsmuster ausgewirkt hat. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf die Häufigkeit von – nach formalen Kriterien so definierten – ‚interethnischen‘ Verbindungen.

Deren Wahrscheinlichkeit variierte auch je nach räumlich-zeitlichem Kontext, in dem Paare miteinander in Kontakt traten, sich gesucht oder gefunden haben: Manche Männer und Frauen wanderten alleine aus und ließen dabei die Ehepartnerin, den Ehepartner zurück – entweder mit der Perspektive einer temporären Migration und baldigen Rückkehr oder mit jener einer späteren Familienzusammenführung am neuen Wohnort. Vielfach fand die Hochzeit kurz vor der gemeinsamen Abreise statt; unverheiratete Paare, die sich auf den Weg machten, schlossen bisweilen schon unterwegs oder jedenfalls bald nach ihrer Ankunft die Ehe. Andere migrierten ungebunden und lernten auf der Reise – wie Annie O’Donnell und James P. Phelan im Text von Sonja Janositz – oder vor Ort jemanden kennen; wieder andere nutzten von den USA aus Formen der Heiratsvermittlung über Annoncen oder über Verwandte am Herkunfts-ort. Nicht wenige Frauen überquerten infolge solcher Arrangements zur Heirat Ozeane. An der Wende zum 20. Jahrhundert mussten sie als allein Reisende bei ihrer Ankunft in den USA verlässlich von männlichen ‚Versorgern‘ abgeholt werden, sonst drohte – da sie der Prostitution verdächtigt wurden – die umgehende Abschiebung. Manche Männer wiederum kehrten in die ‚alte Heimat‘ zurück, um sich eine Frau zu suchen, die ihnen dann in eine neue Welt folgte. Solche Formen zwar ‚innerethnischer‘, aber – von den Wohnorten und der räumlichen Distanz her gedacht – zugleich transnationaler PartnerInnenwahl thematisieren Annemarie Steidl und Wladimir Fischer-Nebmaier in ihrem Artikel über USA-MigrantInnen aus Österreich-Ungarn. Dieser zeigt auf eindrückliche Weise den engen zeitlichen Zusammenhang zwischen Migration und Heirat, der deutlicher bei Frauen als bei Männern ausgeprägt war. Infolge der sich verschärfenden Einwanderungsbestimmungen in den 1920er Jahren verloren transatlantische Eheanbahnungen an Bedeutung, und die *communities* der MigrantInnen wurden damit insgesamt und auch mit ihren Projekten zur Familiengründung stärker auf einen geschlossenen Heiratsmarkt in den USA verwiesen. Dieser Prozess der sich verändernden Orientierung spiegelt sich beispielhaft im Diskurswandel migrantischer Zeitungen in slovenischer und serbokroatischer Sprache wider.

Weder im Vorfeld geplant noch von der Migrationsdestination aus über Dritte arrangiert konstituierte sich die – letztlich ehestiftende – Beziehung von Annie O’Donnell

und James P. Phelan aufgrund entfernt liegender Wohnorte in den USA über Briefe, die sie sich erst längere Zeit nach ihrem Kennenlernen auf der Überfahrt aus Irland zu Beginn des 20. Jahrhunderts anfangen zu schreiben. Welche kommunikativen Strategien des gegenseitigen Versicherns dabei zum Einsatz kamen und wie sich das Herstellen von Nähe auf der Handlungsebene in Netzwerke umsetzen ließ, arbeitet Sonja Janositz anhand der Briefe von Annie, die im Unterschied zu jenen von James erhalten sind, heraus. Strukturell angelegte Geschlechterimplikationen werden in der Zeit vor der Heirat besonders deutlich, als es darum geht, die Lebensläufe beider zu synchronisieren: Ihr bisheriger Job als Dienstmädchen ist mit einer Ehe nicht vereinbar, sodass sie kündigt. Doch muss zugleich auch er sich, da er nach Pittsburgh, also in ‚ihre‘ Stadt zieht, auf einen neuen Kontext einlassen.

Wie bereits eingangs erwähnt, mahnen auch die im Beitrag von Vibha Bhalla analysierten Interviews mit indischen MigrantInnen in den USA, vornehmlich AkademikerInnen – viele davon MedizinerInnen – und hoch qualifizierte Arbeitskräfte, zu einer vorsichtigen und differenzierten Interpretation. Diese verschließen sich allzu einfachen Zuordnungen in ‚modern‘ und ‚traditional‘, sondern fordern vielmehr deren Zusammendenken für die erste nach der Unabhängigkeit Indiens sozialisierte Generation heraus. Berufs- und Karriere- sowie Migrationsentscheidungen von Frauen mussten mit den Erwartungen ihrer Familien akkordiert werden, die sich ihrerseits weiterhin für das Arrangieren von Ehen verantwortlich sahen. Dass dabei Wünsche und Lebensziele einer Tochter mitberücksichtigt werden konnten, zeigt die Geschichte von Nita, einer Ärztin, die in die USA auswandern wollte und dies dann auch tat. Diese verlief an neuralgischen Punkten ganz anders als jene ihres in vielerlei Hinsicht männlichen Pendants Niraj, der in seinen Handlungsräumen weit weniger mit traditionellen Geschlechterrollenmodellen konfrontiert war – im Gegenteil: Das Bild der ‚neuen‘, das heißt kosmopolitisch gezeichneten, in den USA erfolgreichen indischen Männer ermächtigte diese, Traditionales abzulehnen, wie beispielsweise Mitgiftzahlungen, wenn sie eine Frau aus Indien heirateten.

Der Schwerpunkt der Beiträge im thematischen Teil liegt auf Bedingungen und Formen der PartnerInnenwahl, der Konstituierung und des Fortschreibens von Beziehungen im Kontext globaler Migrationen. Als besonders relevant haben sich – je nach Geschlecht und Familienstand ähnlich oder sehr ungleich strukturierte – Migrationsmuster und damit in Zusammenhang stehende Arbeitsmärkte und Netzwerke erwiesen. Wirkmacht entfalteteten darüber hinaus sowohl rechtliche Rahmenbedingungen als auch soziale Normen und Werte – dazu zählen nicht zuletzt Geschlechterkonzeptionen und damit verbundene Erwartungshaltungen –, die mit neuen Erfahrungen in Konkurrenz treten konnten. Ein vermutlich stärker ausgeprägter Spannungsbogen zwischen Offenheit und Abschließung zieht sich damit durch den migrantischen Kosmos und dessen ‚Heiratsmärkte‘.

Der offene Beitrag von Carola Sachse in „L'Homme Extra“ fragt danach, wie es zu den Auslassungen in der aktuellen zeithistorischen Menschenrechtsforschung in Bezug

auf geschlechterpolitische Perspektivierungen kam, sodass in der einschlägigen Historiographie frauenspezifische Gewalterfahrungen gleichermaßen unsichtbar oder marginal bleiben wie Präsenz und Engagement von Aktivistinnen, sei es in *grassroot*-Bewegungen oder in internationalen Institutionen. Der Debattenbeitrag von Sybille Pirklbauer und Christa Schlager in der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ setzt die mit dem „L’Homme“-Heft „Geschlechtergeschichte global“ 2012 begonnene Serie zu maskulinistischen Positionen fort. Die Autorinnen nehmen einen im österreichischen Wochenmagazin „Profil“ erschienenen Artikel zum Ausgangspunkt, der den *Gender Pay Gap* als „Folklore“ deklariert. Sie setzen sich mit der Logik solcher Diskurse auseinander und stellen ihnen sozialstatistisch untermauerte Fakten entgegen. Neben den Rezensionen, die das Spektrum des Themenschwerpunktes bereichern und erweitern, beschließen Besprechungen von interessanten Neuerscheinungen auch dieses Heft, das den 25. Jahrgang der Zeitschrift eröffnet.

Margareth Lanzinger und Annemarie Steidl